

und trotzdem:

 auch die haut,
wie alle anderen felder.

die bäche liegen brach;
die frösche, deren sprache
unter den steinen klemmt,
gerben in der hitze.

deine lippen knittern;
 fallen ab.
die farbe blättert,
frischgestrichen,
von den ruinen.

flügchen:
mach doch.

lass dich liegen im fluss
der neuen bilder;
brennende zweige, fallendes eis.

mach doch.

die hand am hebel,
das öl deiner finger
an der zeit.

so ist es.

du liegst.

liegst und liegst und liegst.

entlang deiner haut
zeichnet der körper
die gebirgsketten in das tuch;
falten aus stein, flächen aus eis.
der körper eines gletschers
pixelte, und keucht
in der fläche deiner hand,
mit dem tuch über dem rücken,
weiß und glatt:
einer bitte
um die umkehr des lichts.

dahinter blicken deine augen
leergeschrieben
durch das glas.

flügchen:

das eis, das schmilzt,
die letzten möbel in diesem schloss,
drapiert mit weißem tuch;
einer neuen fahne aus altem stoff –
taufkleid, laken, leichentuch.
die neuen geister kriechen
über sohlengerundete stufen
in den abgrund
hinein.
man gewöhnt sich
an alles.

und so ist es dann, flügchen.

keine lungen, die nicht alles trüben.
die bäume, die früher hier wuchsen,
lungern bloß als geister in der luft.
es ist nicht mehr
als ein nachgeschmack
von absorbiertem licht;
den ersten pakten,
dem alten blick.

du spürst die spinne
an der schulter.
die augen stechen
in deine haut.

flügchen:

die spinne wartet, dort.
du weißt, was das heißt.

sie wickelt eine fliege
in neues tuch;
zerreißt die flügel,
 flirrend
und zart.

du schaust sie an.
wünschst dir ihre arme
um deinen hals.